

WRATH JAMES WHITE
**YACCUBS
FLUCH**

Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Yaccub's Curse*
erschien 2009 im Verlag Necro Publications.
Copyright © 2009 by Wrath James White

1. Auflage Oktober 2014
Copyright © dieser Ausgabe 2014 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Cristina Otero Pascual –
www.senju-hime.deviantart.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-330-3
eBook 978-3-86552-331-0

PROLOG

Vor 6000 Jahren wurde auf der Insel Paeon im Ägäischen Meer ein Kind aus genetischem Material erschaffen, das den Anhängern eines uralten Genetikers aus Mekka namens Dr. Yaccub entnommen worden war. Die Hautfarbe des Kindes war um viele Schattierungen heller als die der Afrikaner, aus deren DNA man es geklont hatte. Seine Augen waren himmelblau, sein Haar strohblond. Doch das Kind war erschaffen worden, um Zerstörung zu bringen und seine Geburt sollte die Versklavung der Stämme von Shabass bedeuten.

»This once said by a girl who couldn't quit / dope man please can I have another hit / then the dope man said I don't give a shit / if your girl kneels down and sucks my dick.«

– NWA, *Dope Man*

Eine Schar verlorener Seelen bevölkerte die Germantown Avenue, während der Tag sich allmählich dem Ende zuneigte. Die Armen und Drogensüchtigen schlurften mal hierhin, mal dorthin, in den verschiedensten Zuständen zwischen Rausch und Entzug. Sie kamen aus den Bars herausgetorkelt, lagen in Gassen und Torwegen oder troteten die Bürgersteige auf und ab, immer auf der verzweifelten Suche nach dem nächsten Schuss, ihre Augen erfüllt von Hunger und Wahnsinn. Das Ganze wirkte wie eine Blaxploitation-Version von *Die Nacht der lebenden Toten*.

Dealer in jedem Alter zwischen zehn und 50 Jahren verkauften kleine weiße Rocks aus gehärtetem, mit Backpulver

versetztem Kokain an die Legionen der Verdammten. Hoffnungslos süchtige Huren präsentierten ihre ausge-mergelten, halb nackten Körper den potentiellen Kunden, an die sie ihre Krankheiten weitergeben würden. Die Germantown Avenue war ein einziger großer Freiluftmarkt für Drogen und Sex.

Der blutrote BMW stand im Leerlauf am Bordstein. Der Fahrer, ein hellhäutiger Schwarzer mit schiefem Grinsen und gelben Zähnen, warf lüsterne Blicke auf die Huren, die überall herumstanden. Der Passagier auf dem Rücksitz blieb im Dunkel der Nacht verborgen, während er beobachtete, wie eine Teenagernutte mit einem großen runden Arsch, der irgendwie die Verheerungen ihres chronischen Crack-Konsums überstanden hatte, aus dem Schatten heraustrat. Ihre beachtlichen Pobacken wackelten verheißungsvoll hin und her, während sie die Straße entlangschlenderte.

Ihr Titten waren prall und fest, die vollen, fleischigen Lippen aber waren rissig und an den Stellen aufgesprungen, wo sie sich an der Crackpfeife verbrannt hatte. Sie war noch nicht so abgemagert wie die anderen Straßenhuren, doch was ihre Körperpflege anging, wirkte sie völlig verwahrlost. Ihre Frisur war ein zotteliges Gewirr aus Spliss und versengten Haarbüscheln, die sie sich mit einem heißen Lockenstab bis zu den Wurzeln angekokelt hatte. Ihr Atem war wie ein Grabeshauch, als hätte sie sich den Mund mit einem Tierkadaver ausgeschrubbt, und der Gestank, der zwischen ihren Schenkeln aufstieg, erweckte den Eindruck, sie sei kürzlich von einer Leiche gefickt worden.

Als sie den scheußlichen, goldverzierten Kühlergrill der BMW-Limousine entdeckte, ging sie schnurstracks darauf zu. Trotz des dichten Drogennebels, der ihren Verstand

umhüllte, erkannte sie einen Dealer, wenn sie einen sah. Ihr fauliger Atem wehte dem grinsenden Dämon, der hinter der Windschutzscheibe saß, durchs offene Seitenfenster ins Gesicht.

»Hey Süßer, ich lutsch dir den Schwanz, wenn du 'n Rock für mich hast.«

Eine geisterhafte Hand mit einem Diamantring am kleinen Finger und einer Platin-Rolox am Handgelenk hob sich aus dem Schoß des Mannes auf der Rückbank. Die Hand hielt eine Crackpfeife, in der ein kleiner weißer Rock aus aufbereitetem Kokain lag.

»Steig ein.«

Schnell wackelte die Nutte zur hinteren Wagentür und stieg ins Auto.

»Hi, ich heiße Sissy«, sagte sie mit breitem Lächeln. In ihren Augen brannte das Verlangen nach Crack.

»Interessiert mich einen Dreck, wie du heißt«, erwiderte der Mann. Als er sich zu ihr wandte und sie ansah, stellte die Nutte erschrocken fest, dass er weiße Haut und blaue Augen hatte.

»Du bist Weißer?«

»Was kümmert dich das? Schwanz ist Schwanz, oder? Und Crack ist Crack.« Er öffnete seinen Reißverschluss und zog seine beeindruckende Erektion heraus. Dann packte er die Hure am Haar und drückte ihren Kopf in seinen Schoß, bis sein Schwanz tief in ihrer Kehle steckte. Sissy lutschte gehorsam, während der Fahrer aufs Gaspedal trat und der Wagen die Straße hinunterbretterte.

Der BMW bog mit quietschenden Reifen auf den Parkplatz der Lingelbach Elementary School ein, genau in dem Moment, in dem Sissy zu schreien anfang. Die skelettartigen weißen Hände hielten ihren Kopf hinuntergedrückt, als sein Schwanz in ihrem Mund explodierte und

ihre Kehle mit warmem Samen füllte. Dann hielt er ihr die Nase zu und rammte ihr seinen Schwanz noch tiefer hinein, bis sie fast erstickte. Sie würgte reflexhaft; ihre Kehle krampfte sich zusammen, ihre Bauchdecke vibrierte. Sie kotzte ihm in den Schoß, während seine Ficksahne ihre Speiseröhre hinabrann. Er ließ sie immer noch nicht los. Sie fing an, zu strampeln und um sich zu schlagen, als Sperma und Kotze ihr den Atem raubten. Der Mann hielt ihr weiter die Nase zu und drückte ihr eine Pistole unters Kinn.

»Wenn du beißt, Schlampe, dann stirbst du noch in derselben Sekunde. Hast du gehört? Und jetzt lutsch weiter, du Sau. Schluck alles runter, sonst kriegst du ein Loch in deinen verfuckten Schädel. Du Miststück, kotzt mich von oben bis unten voll. Yellow Dog, das ist unfassbar, oder?«

Der Fahrer, der von jedem außer seiner Mutter Yellow Dog genannt wurde, lachte und schüttelte den Kopf. Der weiße Mann übte weiter Druck auf den Nacken der Hure aus, zwängte ihr seine nicht nachlassende Erektion tiefer und tiefer in den Rachen, bis er spürte, wie ihr Mund sich in seine Sackhaare drückte. Mit wildem Blick japste sie nach Luft. Er schob die Waffe ins Schulterholster zurück und drückte erneut ihre Nasenlöcher zu. Sie boxte ihm gegen die Oberschenkel, während ihr Tränen aus den Augen quollen und sie ihre dickflüssige Kotze und Gallensäure herunterschluckte. Während die warmen, Übelkeit erregenden Brocken ihre Kehle hinabrannen, musste sie beinahe wieder kotzen.

Er ließ ihre Nase los und hob die Crackpfeife an seine Lippen.

»Zünd mir das Ding an, Yellow Dog. Ich will high werden, während die Schlampe mir einen bläst.«

»Verflucht, Scratch, an dir klebt die Kotze von dem

Miststück. Ich rühr die Pfeife nicht an. Deine Hände sind ganz besudelt!«

»Dann eben nicht. Ich mach's selbst.«

Trotz ihrer Qualen verfolgte Sissy die über ihr schwebende Pfeife mit den Augen, wollte sich in ihren Dämpfen verlieren. Scratch stieß ein schrilles, wahnsinniges Lachen aus und ließ ihren Kopf los, um das Einwegfeuerzeug unter die Pfeife zu halten. Dann sog er den Rauch tief ein.

Sissy verdrehte die schockgeweiteten Augen nach oben, hob japsend den Kopf aus dem Schoß des Mannes. Sie kämpfte gegen die Zuckungen in ihrem Magen an, die einen neuen Kotzanfall auszulösen drohten.

»Du Dreckschwein! Hast mich fast umgebracht!«

»Schätze, ich hätte mir mehr Mühe geben sollen.«

Er nahm einen tiefen Zug und die Crackpfeife glühte auf. Während der Koksrauch in seine Lunge rauschte, zog er die 45er Automatik wieder aus dem Holster. Scratches Augen leuchteten wie Halogenstrahler.

Er richtete die Waffe auf den Bauch der Hure und drückte zweimal ab, wodurch der Mageninhalt an die gegenüberliegende Wagentür flog. Sissys gewaltsam abgetriebener Fötus plumpste zusammen mit einem Großteil ihrer Eingeweide auf den Boden des BMWs.

Nach einem weiteren Zug aus der Pfeife hielt er der Nutte die Waffe an die Schläfe und drückte ab, worauf ihr Gehirn ans Seitenfenster spritzte. Er langte über ihren Leib hinweg nach der Wagentür und öffnete sie. Ein Sturzbach aus Blut ergoss sich aus ihrer Bauchwunde, aus Mund, Nase und Ohren sowie aus dem Loch in ihrer Schläfe. Ihr Körper wand sich in Todeszuckungen auf dem Sitz. Der Fahrer blickte über die Rückenlehne zurück zu der halb toten Nutte, die ihm die Lederpolster vollblutete, und schüttelte angewidert den Kopf.

»Du glaubst hoffentlich nicht, dass ich diese Sauerei aufwische! Warum musstest du sie unbedingt im Auto abknallen?«

»Drauf geschissen. Ich kauf ein neues.«

Der Dealer öffnete die Wagentür und beförderte die Hure mit einem Tritt auf den Gehsteig, wo sie weiter zuckte und strampelte und endgültig ihr Leben aushauchte. Dann griff er nach unten und klaubte den Fötus auf, der ein Stück unter den Vordersitz gerutscht war. Der Schuss in den Bauch der Mutter hatte ihm den Kopf halb abgerissen. Der Mann hob ihn vor sein Gesicht und betrachtete ihn genau.

»Das ist echt widerlich, Mann! Warum zur Hölle schaust du dir das Ding so genau an?«

Scratch schleuderte das tote Baby aus dem Auto. Es schlug neben seiner Mutter auf dem Bürgersteig auf.

»Fahr einfach los, verdammt.«

KAPITEL 1

»If you don't know me then you've no right to judge me!
I've got a good heart but this heart can get ugly.«

– DMX

Ich beiße auf den Lauf. Ich mochte den Geschmack von Metall noch nie, vor allem nicht, wenn es das Metall einer Knarre ist, und noch dazu von einer, die so oft benutzt wurde wie meine. Ich schmecke den Schwefel und das Schießpulver am Stahl, das Öl von der letzten Reinigung. Meine Zähne schaben über das Metall und ein Geräusch wie von Blech, das durch einen Mixer gejagt wird, jagt mir kratzend durch den Schädel. Ich versuche, mir vorzustellen, wie sich die Kugel anfühlen wird. Ob ich Schmerz spüren werde, bevor das Licht ausgeht.

Che Guevara sagte: »Die Freiheit kommt aus den Gewehrläufen.« Er meinte die Freiheit von den Unterdrückern, aber dieser Grundsatz gilt auch für die Freiheit von sich selbst. Von dem, was wir sind. Von dem, was aus uns wurde.

»Ich werde mir den verdammten Kopf wegblasen!«

Ich habe es nur für mich selbst laut ausgesprochen. Ich musste es hören. Ich versuche nicht, irgendwem einen Schrecken einzujagen. Außer mir ist niemand im Haus. Ich wollte nur hören, ob ich es wirklich sagen kann. Ob ich die Worte um den Pistolenlauf herum formen kann. Um die Tiefe meiner Überzeugung zu prüfen. Ich hatte das Gefühl, ich müsste erst die Worte loswerden, bevor der Lauf richtig in meinen Mund passt.

Ich lasse meinen Finger zum Abzug gleiten. Ich bin

immer noch nicht bereit. Da sind immer noch Worte in mir. Worte, die ausgesprochen werden müssen, bevor ich diese letzte Patrone in meinen Schädel jage und die Welt von einem weiteren jungen Ungeheuer befreie. Ihr müsst wissen, warum das hier notwendig ist.

Ich strecke die Hand aus und schalte den alten Kassettenrekorder ein. Surrend erwacht er zum Leben und ich stoße ein tiefes Seufzen aus. Ich öffne meinen Mund, um zu sprechen, aber das Einzige, was aus mir rauskommt, sind Tränen. Sie beschämen mich. Nicht weil ich glaube, dass sie mich schwächer oder weniger männlich machen, sondern weil ich kein Recht auf sie habe. Nicht nach all dem Schmerz, den ich anderen bereitet habe.

Ich brauche ein paar Minuten, um mich wieder unter Kontrolle zu kriegen, bevor ich weitermachen kann. Ich spule die Kassette zurück und lösche die Laute meines Selbstmitleids. So gibt es zumindest ein Geheimnis, das ich für mich behalten werde. Ich drücke wieder die Aufnahmetaste.

Ich werde euch etwas über das Böse erzählen. Es ist eine lange und ziemlich vertrackte Geschichte und sie ist mit Sicherheit nicht schön, aber sie ist etwas, das ich erzählen muss, etwas, das ihr hören müsst. Denn ich möchte, dass ihr es so hasst, wie ich es hasse. Ich will, dass ihr es bekämpft, in der Welt und in euch selbst. Denn das Böse ist überall. Überall, verflucht noch mal.

Die Geschichte muss bei mir selbst anfangen, weil ich ein Teil davon bin. Ein verdammt großer Teil.

Mein Name ist Malik Black. Ich wurde in Philadelphia geboren, im Bezirk Germantown. G-town. Das Ghetto. Ein etwas freundlicheres Ghetto als einige der anderen in Philadelphia, aber trotzdem ein Ghetto. Mein schockierter, entsetzter kleiner Leib wurde schreiend und protestierend

aus dem Schoß meiner Mutter herausgezerrt, als der Sommer im September des Jahres 1985 starb und den Herbst gebär. Ich wuchs auf dem Höhepunkt der Drogenepidemie auf oder des Drogenkrieges oder wie auch immer ihr es nennen wollt. Als ich alt genug war, um ohne Begleitung durch die Straßen zu ziehen, waren sie bereits verklebt von Blut und knirschten wegen der unzähligen zerbrochenen Crackröhrchen, Bierflaschen und Injektionsspritzen, waren verdreckt von leeren Patronenhülsen und zerstörten Träumen. Mit zehn trug ich selbst eine Waffe.

Im Viertel nannte man mich Snap, weil die Schnelligkeit, mit der man mich in Rage bringen konnte, und die Schnelligkeit meines Abzugsfingers sich die Waage hielten. Der Wilde Westen wäre für mich genau das Richtige gewesen. Mit zwölf habe ich den ersten Menschen getötet. Ich würde euch gern erzählen, dass es etwas war, das ich tun musste, dass ich mit dem Rücken zur Wand stand und keine andere Wahl hatte. Aber wir haben alle eine Wahl. Ich habe getötet, weil ich es wollte.

Alle halten mich für verrückt. Wahrscheinlich bin ich das auch. Aber ich kam nicht als Killer zur Welt. Keiner von uns tut das. Das psychotrope Depressivum des Ghettolebens – jeden Tag aufzuwachen, um zu sehen, wie die Kakerlaken vor dem Morgenlicht davonwuseln und die Crackhuren sich abhetzen, um noch einen letzten Stich zu landen, sich zum Sound der Gewehrschüsse, der Schreie und der Flüche häuslicher Gewalt schlafen zu legen – veränderte entscheidende neurologische Verbindungen in meinem Hirn. Es machte aus einem ursprünglichen Menschen den abgebrühten Gangster, der ich jetzt bin.

Vielleicht entstand ich aus minderwertigem Sperma und trage die genetische Veranlagung zum Morden in mir; vielleicht bin ich ein Witz, den ein verrückter Wissenschaftler

über unsere Welt gemacht hat, so wie Scratch sagt. Manche würden vielleicht meinen, dass ich meine Wut von meinem Vater geerbt habe und von all den Generationen wütender schwarzer Männer, die ihm vorausgingen. Ich weiß nicht mehr, was wahr ist. Nichts ergibt irgendeinen Sinn.

Ich habe keine Tiere im Keller seziert, habe keine Altenheime abgefackelt oder brutale Krimis gelesen und von Boshaftheiten geträumt. Ich war nicht das einzige Zeichen dafür, dass mit meiner Generation etwas schief lief. Das ganze Jahrzehnt, in dem ich geboren wurde, war feindselig und gestört. Ich passte mich diesem verkorksten Klima lediglich an, tat instinktiv, was meiner Selbsterhaltung diente. Aber vielleicht ist auch das noch eine Lüge. Möglicherweise habe ich selbst all das in Gang gesetzt, wenn nicht in diesem Leben, dann vielleicht vor Generationen, vor Äonen.

Es hätte niemanden überraschen sollen, dass der Zorn, die Gewalt, der Hass und die Hoffnungslosigkeit von G-Town, des Ortes, der mich gebar, noch etwas weitaus Böseres anzog. Dass schlimmere Dinge als unsere kleine Gang sich angelockt fühlten von der Hitze der Schüsse, von den Schreien der Sterbenden und den Flüssen aus Blut, die in die Abwasserschächte der Straßen liefen wie wertloser Schmutz. In G-Town liefen die Fäden sämtlicher Wirklichkeiten zusammen. Wenn es in Philadelphia Scheiße regnete, kam sie genau in G-Town herunter.

Aber wie hätten wir bei all dem Irrsinn, den wir tagtäglich um uns herum mitansahen, ein Monster entdecken sollen? Die meisten meiner Freunde waren Mörder, Diebe und Drogendealer. Ein paar waren Vergewaltiger. Und manche noch Schlimmeres. Sag da mal, wer das Monster ist. Auch ich habe Menschen auf dem Gewissen und zwar nicht wenige. Wir waren alle keine Engel.

Jetzt ist es leicht, Scratch als das zu sehen, was er wirklich ist. Hinterher weiß man ja immer alles besser. Aber damals schien er einfach einer von uns zu sein. Einfach nur ein weiterer angepisster Gangster. Wir waren so sehr mit unseren eigenen Untaten beschäftigt, dass wir Satan persönlich selbst dann nicht bemerkt hätten, wenn er neben uns gesessen und gewartet hätte, dass wir den Joint und das Bier weiterreichen. Und das tat er oft. Ja, ich half in G-Town dem Teufel auf den Thron. Aber ich war auch derjenige, der seinen Arsch in die Hölle zurückverfrachtete.

Natürlich war Scratch schon auf dem besten Weg, ein echter Ghetto-Star zu werden, als ich ihm vor fünf Jahren auf dem alten Grundstück in der Cherokee Street begegnete. Aber mit meiner Hilfe wurde er zum Superstar.

Germantown, das wie eine zum Sprung geduckte Dschungelkatze im Nordwesten von Philadelphia lauert, war nicht das, was man als Hölle bezeichnen würde. Die lag weiter im Osten, in North Philadelphia. Aber für uns als leicht zu beeindruckende Jugendliche war es ein höllisch guter Ort, um zu lernen, wie die Welt funktioniert. Ich frage mich oft, wie mein Weltbild gewesen wäre, wenn ich in Cherry Hill, New Jersey oder irgendeiner blütenweißen Vorstadt an der Main Line aufgewachsen wäre. Wie lange hätte ich gebraucht, um zu lernen, wie man hasst? In Germantown waren wir an Gewalt und Hass gewöhnt. Mein Kumpel Huey sagte immer: Ghetto-Babys kriegen bei der Geburt keinen Klaps vom Arzt, damit sie zu schreien anfangen, sondern damit sie damit aufhören.

Nach G-Town zogen all die Schwarzen aus North Philly, die ein bisschen was auf dem Konto hatten und den kühnen Versuch wagen wollten, ihr Leben zu verbessern. Aber es

war alles umsonst, denn sobald schwarze Familien einzogen, zogen die weißen Familien fort. Die Stadt begann, den Bezirk zu vernachlässigen und ließ zu, dass er verwahrloste und schließlich nicht besser war als die Slums, die die Neuankömmlinge hinter sich gelassen hatten. Sie zahlten hohe Preise, um einem Ghetto zu entkommen und sich in diese besser integrierte Nachbarschaft einzukaufen, bloß um mit ansehen zu müssen, wie ihre neu erworbenen Grundstücke schnell an Wert verloren. Die Weißen packten ihre Sachen, sobald Schwarze einzogen, und mit ihnen verschwanden die städtischen Versorgungs- und Wartungsbetriebe aus der Gegend. Straßenlaternen fielen monatelang aus und ließen ganze Häuserblocks in todbringender, unheilvoller Finsternis versinken – ein idealer Nährboden für Kriminalität. Die Straßen verfielen immer mehr, weil die Leute vom Straßenbau sich nicht mehr um sie kümmerten und zuließen, dass sie aufrissen, aufplatzten und zu einem Hindernisparcours aus Spalten und Schlaglöchern wurden. Die Bürgersteige zerbröckelten und lieferten Munition für Steinschlachten. Manchmal wurde wochenlang kein Müll abgeholt. Er wurde vom Wind über die Straßen geweht und ließ die Umgebung in Gestank und Schmutz versinken.

Mom und ich gewöhnten uns an, mit unserem Müll nach Chestnut Hill zu fahren und ihn vor den Häusern reicher Weißer abzuladen. Gebäude brannten manchmal vollständig nieder, bevor die Feuerwehr kam. Ihre verkohlten Ruinen blieben jahrelang stehen und wurden zu windumtosten Zufluchtsorten für Cracksüchtige, Junkies und Penner. Wurden diese rattenverseuchten Todesfallen endlich abgerissen, wurde kaum jemals etwas Neues gebaut. Im Viertel wimmelte es von diesen leeren Grundstücken, diesen Narben in der Landschaft, die so unregelmäßig

zwischen den endlosen Reihen identischer Häuser verteilt waren wie Zahnlücken in einem Lächeln. Mit dem Exodus der Weißen stieg auch das Ausmaß von Polizeigewalt exponentiell an. Einen Cop dazu zu bringen, einem zu helfen, war in etwa so schwer, als wollte man seinen Hintern durch ein Donut-Loch quetschen. Als meine Generation zur Welt kam, war aus dieser netten, gut vernetzten Nachbarschaft ein Ausläufer von North Philly geworden – ein weiteres, beschissenes Ghetto, in dem die Wütenden und Verzweifelten lebten.

Ich wohnte mit meiner Familie in der Ambrose Street, zwischen der Washington Lane und der Duval Street, ein paar Blocks von der G-Town High School und nur zwei bis drei Kilometer vom Wissahickon Park entfernt. Außerdem grenzte sie an Mount Airy, einem Viertel der oberen Mittelschicht, in der Leute wie Patti Labelle und Teddy Pendergrass lebten.

In Mt. Airy gab es alte Herrenhäuser aus der Kolonialzeit und grüne, von Bäumen gesäumte Straßen, sodass wir tagtäglich aus nächster Nähe genau das sahen, was wir nie haben würden. Wegen unserer direkten Nachbarschaft zu ihnen besuchten wir dieselben Schulen wie die Kinder aus Mt. Airy, und sie gaben sich alle Mühe, uns ihren relativen Wohlstand unter die Nase zu reiben. Dadurch waren wir uns unserer Armut sehr deutlich bewusst und wurden wütend und verzweifelt angesichts ihres Reichtums. So verzweifelt, dass wir unsere Nachbarn ausraubten, sie umbrachten, Drogen verkauften, Zuhälter wurden und selbst auf den Strich gingen. Kurz gesagt, wir taten alles, um schnell an möglichst viel Geld zu kommen. Eigentlich wäre es besser gewesen, in North Philly zu leben, wo man wenigstens nie sah, was einem fehlte.

Jeder aus G-Town, den ich kannte, log in der Schule und

behauptete, aus Mt. Airy zu kommen; sie schämten sich wegen ihrer Armut. Bis dann plötzlich der Gangsta-Rap aufkam und Armut schick wurde. Über Nacht gab es auf einmal kleine Mt.-Airy-Schnösel und sogar weiße Jungs aus Chestnut Hill, die Hosen trugen, die ihnen fast von den Hüften rutschten, die 9-Millimeter-Knarren herumschleppten, über das Gangsterleben schwadronierten und so taten, als wären sie in G-Town oder North Philly groß geworden, einfach nur um hart zu wirken. Sie waren heiß darauf, ein Stück von der angeborenen Coolness der Unterschicht abzukriegen. Es war widerlich und machte mich wütend.

Wir wohnten in einem Reihenhaushaus mit drei Schlafzimmern, das fast zwei Jahrhunderte alt war und dem man sein Alter deutlich ansah. Es war aus rotem Backstein, der zu einem kalkig-orangen Farbton verblichen war, sodass es genauso aussah wie jedes andere Haus in unserer Straße. Im Sommer war es ein Backofen, im Winter ein Kühlhaus. Im 18. Jahrhundert wusste man noch nicht viel über Wärmedämmung.

Ich kann mich nur an wenige wirklich glückliche Momente in dieser zugigen Bruchbude erinnern. Am Fußende von Moms Bett zu liegen, Monsterfilme anzuschauen und ihren ruhigen Atem zu hören, wenn sie an Samstagnachmittagen ihr Nickerchen hielt; im Hof mit dem Hund zu spielen, den süßen Kartoffelkuchen meiner Grandma und Mutters Brathähnchen zu essen; im Bach, der durch den Wissahickon Park floss, Krebse zu fangen und sie zu Hause in die Badewanne zu legen; Sex mit der Babysitterin; Eichhörnchen und Tauben mit Steinschleudern und Luftpistolen von den Stromleitungen zu schießen. Aber meistens erinnere ich mich nur an die Gewalt und die Wut.

Meine Mutter war Annabella Black, eine wunderschöne, fast 1,80 Meter große, schokoladenbraune Amazone. Alle nannten sie Bella, was auf Italienisch »Schöne« bedeutet, bis auf Grandma, die ihre Tochter immer noch Annabella Blacksmith nannte, obwohl sie wusste, dass das »Smith« schon vor meiner Geburt aus unserem Namen gestrichen worden war. Mom wollte nicht, dass ich mit dem Nachnamen des Sklavenhalters meines Ururururgroßvaters zur Welt kam.

Bis heute bin ich niemals einer schöneren Frau begegnet als meiner Mutter. Sie sah aus, als wäre sie auf einem Sonnenstrahl direkt aus dem Himmel herabgestiegen, und ich liebte sie mehr als alles andere auf der Welt, was nicht besonders schwer war, da ich so gut wie alles andere hasste. Der Name meines Vaters war Darryl, und er sah aus, als wäre er der Wandbemalung einer Pyramide entstieg. Aber er hatte Probleme ... Probleme, die etwas mit Gewalt zu tun hatten.

Mom pflegte zu sagen, dass Vietnam die besten schwarzen Männer ihrer Generation zugrunde gerichtet habe ... selbst die, die heil nach Hause gekommen waren. Sie erzählte mir immer, dass Dad vor dem Krieg ein guter Mann gewesen sei, aber dass all die Gräuel, die er mitangesehen hatte und an denen er hatte teilnehmen müssen, ihn kaputt gemacht hätten.

Dad war 1,88 Meter groß, schlaksig, mit harten, sehnigen Muskeln bepackt. Er war schwarz wie die Nacht und hatte einen riesigen, wuscheligen Afro, ein Ziegenbärtchen, ein jungenhaftes Lächeln, dunkle, glühende Augen und große, mit dicken Adern durchzogene Hände, die in langen, schlanken Spinnenfingern endeten. Er sah wie der Mann auf diesem berühmten Gemälde »The Moorish Chief« aus, das im Philadelphia Museum of Art hing – wie

ein schwarzer Moses. Seine Stimme war so sanft wie Marihuanarauch, der aus einer dieser handgeschnitzten Pfeifen aufsteigt, und er besaß Charme. Er konnte einer Frau so leicht den Kopf verdrehen, dass ihr das Höschen fast von allein herunterrutschte. Wenn er Mom nicht geheiratet hätte, wäre er wahrscheinlich Zuhälter geworden. Aber so, wie die Dinge lagen, hielt er sich an die Gesetze.

Als Bauarbeiter für die Stadt schuftete er schwer und brachte jeden Cent nach Hause, um meine Mom und mich durchzubringen, aber wie viele hart arbeitende Männer trank er auch viel. Wenn er nicht bei der Arbeit war, saßen Dad und ich im Wohnzimmer auf dem Boden und spielten mit GI Joe und den Army Men, spielten Videospiele oder veranstalteten Rennen mit ferngesteuerten Autos, während er sich langsam betrank und dabei immer mehr in sich selbst zurückzog. Wenn mal ein Spielzeug zu Bruch ging, schien er darüber betrübter zu sein als ich und sorgte sofort für Ersatz. Nach der Arbeit spielte er mit den älteren Jungs aus dem Block Football, und sie blickten alle zu ihm auf, als wäre er eine Art großer Bruder für sie. Aber sie hatten auch alle Angst vor ihm. Er war ein gefährlicher Mistkerl. Man wusste, dass er schon Leute mit vorgehaltener Schrotflinte von seinem Auto weggescheucht hatte, und mehr als einer von den Nachbarjungs hatte schon mitangesehen, wie er ihre Väter verdrosch. Er war einer, mit dem man sich besser nicht anlegte, und das tat auch niemand.

Es gab Gerüchte, er habe Menschen getötet, und ich konnte es kaum in Abrede stellen. Er hatte in Vietnam getötet, also warum sollte er es nicht auch in unserem Viertel tun?

Dad war einer dieser gestörten Vietnam-Veteranen. Keiner von denen, die auf Türme kletterten und auf Dämonen schossen, die sich als Passanten verkleidet hatten, aber

einer von denen, die Flashbacks hatten und ihren Familien eine höllische Angst einjagten. Mit glasigen Augen starrte er dann in einen tropischen Dschungel, in dem er vor langer Zeit gewesen war; er weinte und schrie und glaubte, dass er wieder in Saigon sei und sich vor Mörserbeschuss in Sicherheit bringen müsste. Während dieser Anfälle schlug er meine Mom oft übel zusammen. Es tut mir immer noch weh, daran zurückzudenken, wie ihre Tränen flossen und wie machtlos ich war, sie zum Versiegen zu bringen. Wenn Dad heute noch da wäre und diesen Mist noch einmal abziehen würde, würde ich seinen Arsch geradewegs dorthin befördern, wo er jetzt ist – unter die Erde. Ich schätze, dass ich tief in meinem Inneren immer noch darauf warte, diese Rechnung begleichen zu können. Ich bin ihm noch einigen Schmerz dafür schuldig, dass er meine Mutter verletzt hat. Dafür, dass er diese elegante Göttin zum Weinen gebracht hat.

Manchmal frage ich mich, ob all der Mist, den ich erlebt habe, mich nur auf den Tag vorbereiten soll, an dem ich diesen Hurensohn wiedersehen werde. Und dieser Tag wird kommen. Ich werde ihm in der Hölle begegnen. Dann rechnen wir ab.

Bis heute kann ich mich an die grausigen Kriegsgeschichten erinnern, die er immer erzählte, und daran, wie sie dafür sorgten, dass ich die ganze Nacht wach lag und Angst vor den »Cong« hatte, die durch das Gebüsch krochen und mich überrumpeln und in ein Gefangenenerlager verschleppen wollten. Einmal erzählte er mir, wie die Kerle aus seiner Einheit vietnamesische Gefangene mit dem Kopf nach unten an einen Baum gehängt und dann mit Bambusrohren auf ihre Schädel eingepregelt hatten, bis ihnen die Hirnmasse aus den Ohren quoll. Damals konnte ich mir das nicht vorstellen. Jetzt kann ich es sehr

wohl. Ich habe ähnliche Heldentaten mit meiner Schrotflinte vollbracht. Aber damals, als ich mich ängstlich in der Dunkelheit zusammenkauerte und die Schreie meiner Mutter und sein wütendes Gefluche hörte, verwandelten seine Erzählungen meine Träume in blutrünstige Delirien. Ich glaube, sie machten ihm selbst Angst, denn er schlief immer mit offenen Augen.

Einmal, als ich gerade mal fünf Jahre alt war, steckte er mitten in einer richtig schlimmen Halluzination und hielt meine Mom mit auf den Rücken gedrehten Armen am Wohnzimmerboden fest. Der Couchtisch aus Buntglas war zerschmettert und er fluchte und weinte, aber sein Blick war glasig und abwesend, auf nichts Bestimmtes gerichtet, voller Zorn und Furcht. Ich wusste, dass er nicht mehr in unserer Wohnung, sondern im Tausende Kilometer entfernten vietnamesischen Dschungel war. Er schlug meiner Mom auf den Kopf, und ich sah, wie sie die Augen verdrehte, bis nur noch das Weiße zu sehen war. Sie sah aus, als würde sie verrecken. Dann fing er an, sie zu würgen. Das war der Moment, in dem ich in die Küche rannte und das Messer packte.

Es war eines dieser Tranchiermesser aus der Fernsehwerbung. Das, mit dem der Kerl durch eine Blechdose sägte, ohne dass die Klinge stumpf wurde. Mit pochendem Herzen starrte ich auf die tödlich aussehenden Sägezähne, die wie eine Zahnreihe aus einem Haigebiss über die Klinge verteilt waren. Mein Beine wurden bleischwer. Ich hob das Messer, aber ich konnte meine Füße nicht dazu bringen, die Entfernung zurückzulegen, die mich von meiner verzweifelt kämpfenden Mutter trennte. Dann hörte ich ein ersticktes Ausatmen, das wie das letzte Keuchen einer Sterbenden klang, und das setzte mich in Bewegung. Mom war am Ersticken.

Ich rannte ins Wohnzimmer und stieß einen Schrei aus, der klang wie aus einem Tarzan-Film. Ich versenkte die Klinge zwischen seinen Schulterblättern, stach sie so tief hinein, wie es meine fünf Jahre alten Muskeln zuließen, was wirklich nicht sehr tief war. Er wirbelte herum und verpasste mir einen harten Schwinger, so wie man einen erwachsenen Mann schlug, einen Feind. Ich war sofort bewusstlos.

Als ich aufwachte, lag ich im Krankenhaus. Meine Mutter stand neben mir und schrie und weinte hysterisch.

»Du verfuckter, gemeiner Bastard! Du hast mein Baby verletzt! Wenn ihm was fehlt, bist du tot, du Arschloch, das schwöre ich bei Gott! Hast du gehört, Nigger? Dann bist du tot, du Schwein!« Meine Mutter stand direkt vor Dad. Ihre 1,80 Meter wirkten kein bisschen weniger respekt-einflößend als seine 1,88 Meter; ihre Arme waren genauso sehnig wie seine, ihr Afro ebenso wild und wuschelig wie seiner und ihre Augen sprühten Napalm. Sie wurde von der instinktiven Wut jeder Mutter gepackt, die ihr Kind in Gefahr wähnt, und selbst ein gemeiner Mistkerl wie mein Vater ließ sich davon beeindrucken. Er ließ den Kopf hängen. Seine Hände hatte er vor sich verschränkt und spielte nervös mit ihnen herum. Seine Augen waren rot und voller Tränen (auch wenn sie ihm nie über die Wangen liefen; durch seinen verdammten Stolz konnte er das nicht zulassen). Während Moms Schimpftirade warf er die ganze Zeit besorgte Blicke in meine Richtung.

»Baby, es tut mir leid. Du weißt, ich würde den Jungen nie absichtlich verletzen. Schau doch, siehst du? Seine Augen sind offen. Ihm fehlt nichts, Baby ...« Er wirkte verzweifelt, aber Mom ließ sich nicht besänftigen.

»Was? Bist du jetzt etwa ein beschissener Arzt oder was? Woher zum Teufel willst du wissen, dass ihm nichts

fehlt?«, fauchte sie und starrte ihn aus grimmigen, blutunterlaufenen Augen an.

»Wie geht's meinem Baby? Keine Angst, Mama kümmert sich um dich. Ei, was hast du für ein hübsches Gesicht. Schau mal, was der Bastard mit deinem hübschen Gesicht gemacht hat!«

Mir war egal, was er mit meinem Gesicht getan hatte. Ich fand mein Gesicht sowieso nicht toll. Es war rund und pausbäckig, nicht schmal und markant wie bei den Cowboys und Gangstern im Fernsehen. Mir machte mehr Sorgen, was er mit Moms Gesicht angestellt hatte. Es war geschwollen und voller Prellungen. Ein riesiges, schwarz-lila gefärbtes Hämatom bedeckte ihr rechtes Auge; ihre Lippe war aufgeplatzt und so dick wie ein Tischtennisball.

Als ich sah, was mein Vater angerichtet hatte, musste ich weinen. Er hatte sie verwüstet, hatte ein rücksichtsloses Graffiti aus Schwellungen und Prellungen in ihrem makellosen Gesicht hinterlassen. Ich hasste mich dafür, dass ich ihn meine Tränen sehen ließ. Dieser Mann, der mir beigebracht hatte, dass Männer niemals weinten. Der mir die Angst vor Wasser genommen hatte, indem er meinen Kopf wenige Zentimeter über der Meeresoberfläche herabgedrückt hielt, damit die heranrollenden Wellen mich trafen, bis ich schließlich nach fünf oder zehn Minuten aufhörte zu heulen. Der mir schon zur Vorschulzeit beigebracht hatte, wie man kämpft, indem er die Scheiße aus mir herausprügelte und mir befahl, zurückzuschlagen und nicht zu flennen. Der mich zu meinem ersten Kampf anstachelte, als ich vier war, bei einem Streit über ein gottverdammtes Dreirad, und der mir anerkennend auf den Rücken geklopft hatte, als ich einen Nigger, einen der älteren Jungen, brutal verdrosch, ohne eine Träne zu vergießen und ohne aufzuhören, bis Blut floss. Obwohl er schon am Boden lag,

obwohl der Junge sich flennend entschuldigte und um Gnade winselte. Aber jetzt weinte ich nicht um meinetwillen. Ich weinte seinetwegen. Weil ich ihn liebte, weil ich ihn bewunderte, den coolsten Vater des ganzen Blocks, und weil ich wusste, dass ich ihn eines Tages würde umbringen müssen. Und weil ich wusste, dass Mom ihn vermissen würde.

Behutsam inspizierte meine Mom meine Prellungen und teilte mir mit, dass meine Nase gebrochen sei und ich zwei Zähne verloren hätte. Milchzähne. Die würden nachwachsen. Außerdem hatte ich eine Gehirnerschütterung, die meine Mutter noch Jahre später für all meine Verrücktheiten verantwortlich machte. Sanft streichelte ich mit meinen kleinen Fingern ihr blaues Auge und ihre rampo-nierte Lippe, während ich meinen Tränen freien Lauf ließ. Auch sie fing an zu weinen. Als ich mich zu Dad umwandte, um ihm ins Gesicht zu schauen, stellte ich erstaunt fest, dass er meinem Blick auswich. Das Gewicht der Schuld, die er auf sich geladen hatte, zwang ihn in die Knie. Er schlurfte mit hängendem Kopf aus dem Krankenzimmer und fluchte leise vor sich hin, als könnten seine Flüche seine Scham besiegen. Ich verfolgte ihn mit meinem Blick, bis er draußen war. Ich hatte keine Angst mehr, dass man meine Tränen sah, und zeigte sie stolz, diese kleinen Zeichen der Rebellion gegen ihn.

»Wenn er dir je wieder wehtut, bring ich ihn um, Mom. Ich schwör dir, Mom, ich töte ihn, wenn er dir noch einmal was tut!« Ich ließ mich gehen und mein leises Weinen wurde zu einem quälenden Schluchzen, während meine Mom mich in den Armen hielt. Sie wiegte mich hin und her und sumnte leise, bis ich einschlief. Als ich schnarchend auf ihrem Schoß lag, fragte sie sich wahrscheinlich, wie es wohl wäre, eine alleinerziehende Mutter zu sein.

Sie verließ ihn ein paar Jahre später, als ich acht war, und wir zogen zu meiner Großmutter. Grandma war eine bibeltreue Baptistin mit 20 Kilo Übergewicht, kranken Knien, arthritischen Händen und grauem Haar. Sie war extrem heuchlerisch und voller Vorurteile, wie es bei frommen Leuten oft der Fall ist, aber sie war auch liebevoll und nachsichtig mit mir, fast schon vernarrt in mich, obwohl sie dieses Maß an Mitgefühl und Verständnis für ihre Tochter nicht aufbringen konnte. Ich war ihr erstes Enkelkind, daher gab es nichts, was ich falsch machen konnte. Das Leben mit ihr war toll. Sie und Mom stritten sich oft, aber es artete nie in Gewalt aus wie mit Darryl (ich nannte ihn nicht mehr Dad und würde das auch niemals wieder tun).

Das Kämpfen wurde zu einer Art Hobby von mir. Es war das Einzige, in dem ich gut war. Meine Mutter und meine Großmutter mussten ständig die Eltern anderer Kinder beruhigen, die eine Kostprobe meines Zorns abbekommen hatten. Die älteren Kinder und die coolen Schlitzohren, die vor dem Laden an der Ecke herumhingen, Gras verkauften und herumprahlten, schlossen bei meinen Kämpfen oft Wetten ab, und manchmal bezahlten sie mich auch dafür, dass ich die anderen kleinen Jungs verprügelte, damit sie etwas zu sehen bekamen.

An meinem allerersten Tag in der neuen Nachbarschaft legte ich mich mit einem älteren Jungen an.

»Hey, Knirps. Du brauchst dringend neue Treter. Die Dinger, die du da anhast, sind so ausgelatscht, dass sie dir bald von alleine abfallen!«, lachte er.

Der Junge war auf einem Huffy-Mountainbike an unserer Veranda vorbeigefahren und hatte mitten auf der Straße angehalten, nur um sich über meine ausgelatschten Turnschuhe lustig zu machen. Darüber, dass jemand arm war,

machte man im Ghetto keine Witze. Ich stand von der Veranda auf und wusste, dass wir uns prügeln würden.

Er hielt mich wahrscheinlich für älter, weil ich so groß war, und wollte seinen Ruf aufpolieren, indem er sich als erster aus dem Block mit dem Neuen anlegte.

Er war ungefähr zehn – drei Jahre älter als ich –, tintenschwarz und mager wie ein Opfer einer Hungersnot, und er trug sein Haar in einem wilden Afro. Er hatte Zahnlücken und dicke Wulstlippen – wahrscheinlich war das ein Thema, bei dem er empfindlich war. Natürlich war es das Ziel meiner ersten verbalen Attacke.

»Halt einfach deine Zahnlückenfresse und verpiss dich mit deinen Wurstlippen!«

Innerhalb einer halben Sekunde sprang der größere Junge von seinem Rad und ging mir an die Gurgel.

»Wie hast du mich genannt, verdammt noch mal?«

Ich war nicht wirklich darauf aus, mich mit ihm anzulegen, also beschloss ich, ihm zu sagen, wie jung ich noch war.

»Mann, was bist du denn für einer! Greifst einen Achtjährigen an!«

Aber davon ließ er sich nicht abhalten und schlug mir auf den Mund. Ich fiel um und er warf sich auf mich, bereit, mir eine Abreibung zu verpassen. Aber zum Glück hatten ein paar Jugendliche, die an der Straßenecke herumgammelten, den Wortwechsel mitbekommen und gingen dazwischen.

»Hey, Sid! Mann, lass den kleinen Jungen in Ruhe! Wieso suchst du dir nicht einen Gleichaltrigen?«

Sie umringten uns und zogen ihn von mir fort, aber Sid schaffte es, mir noch zwei Schläge ins Gesicht zu verpassen. Während sie ihn festhielten, sprang ich auf und boxte ihn in den Bauch, sodass er sich krümmte. Die Teenager lachten.

»Der ist ja ein ganz harter Schläger, der Kleine! Er steckt die Prügel ein und heult nicht mal. Ich weiß noch, wie Sid jedes Mal geheult hat wie ein Mädchen, wenn ihm einer den Arsch versohlt hat.«

Sid wollte sich wieder auf mich stürzen, aber die anderen hielten ihn zurück.

»Lass die Finger von ihm, Sid, du hast schließlich angefangen. Ihr seid quitt.«

»Ach was, scheiß drauf!«, kreischte Sid mit seiner Fistelstimme, die mir auf die Nerven ging. »Ich lass den kleinen Hosenscheißer nicht einfach so davonkommen! Mein kleiner Bruder soll ihm in den Arsch treten. Die beiden sind gleich groß. He, Jay!«

Sid riss sich von den anderen los und rief nach ein paar Kindern, die ein Stück die Straße hinauf ihre Hot-Wheels-Spielzeugautos von einem Dreckhaufen hinuntersausen ließen, der aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen mitten auf dem Bürgersteig vor einem abgebrannten Haus lag. Der Größte von ihnen hob den Kopf und sah in unsere Richtung. Jay war ein Ebenbild seines Bruders, mit den gleichen Zahnlücken und den gleichen wulstigen Lippen. Er war ein bisschen kleiner als sein älterer Bruder, aber immer noch größer als ich. Vielleicht war er nur ein Jahr jünger als Sid. Er trottete zu uns herüber, und ich sah, dass er brandneue Adidas-Schuhe mit Zehenkappen und ein rot-weißes Sixers-Trikot trug.

»Jay, kümmer dich mal um eine Kleinigkeit für mich!«

Sid zeigte auf mich. Ich sah hilfesuchend zu den älteren Jungs, aber sie hielten dies offenbar für eine faire und ehrenwerte Sache, denn sie wichen etwas zurück, um für unseren Kampf Platz zu machen und bildeten einen lockeren Kreis um uns. Ich schaute zum Haus meiner Grandma zurück und stellte belustigt fest, dass sie und

meine Mutter immer noch dabei waren, den U-Haul-Umzugstransporter auszuladen. Wir waren noch nicht einmal richtig eingezogen und schon war ich in eine Keilerei geraten. Meine Mutter dachte wahrscheinlich, dass wir ganz unschuldig spielten und freute sich bestimmt, dass ich scheinbar so schnell neue Freunde fand.

Ich wusste, dass ich mich aus der Affäre hätte ziehen können, indem ich einfach nach ihr gerufen hätte, aber dann hätten die Jungs mich für eine Memme gehalten. Rückblickend muss ich sagen, dass das vielleicht gar nicht so schlecht gewesen wäre. Stattdessen unternahm ich den ersten Schritt, zu einem der gefürchtetsten Kerle zu werden, die Germantown je gekannt hatte. Ich ging auf diesen Jungen zu, als sei ich der härteste kleine Mistkerl der Welt.

»Wenn ich gewinne, krieg ich deine Schuhe«, sagte ich und zeigte auf seine blankgeputzten Adidas.

»Du gewinnst nicht, du Zwerg!«, erwiderte er und aus meiner Sicht war die Sache damit abgemacht.

»Wetten?«, fragte ich und fing an, ihm so schnell und fest, wie ich konnte, ins Gesicht zu schlagen. Ich war überrascht, dass ich öfter traf als danebenschlug. Er versuchte zurückzuschlagen, aber seine Hiebe wurden durch den Hagel meiner auf ihn niederprasselnden Schläge abgewehrt. Ich trat auch nach ihm, und es dauerte nicht lange, bis er wegzurennen versuchte. Ich schubste und nahm ihn in den Schwitzkasten.

»Her mit den Schuhen oder ich rei dir den Kopf ab!« Ich riss an seinem Hals und schleifte ihn über die Straße. Er weinte und rief nach seinem Bruder, aber die Älteren hielten Sid wieder zurück.

»Dein Bruder wird dir nicht helfen, Blödmann! Jetzt zieh die Schuhe aus! Ich meine es ernst!«

Er zog sie aus und ich nahm sie mit nach Hause. Als meine Mom mich fragte, wo ich sie herhätte, erzählte ich ihr, die Jungs unten an der Straße hätten sie gefunden, und da ich der Einzige gewesen sei, dem sie passten, hätten sie sie mir für einen Dollar überlassen. Zu lügen fiel mir genauso leicht wie zu kämpfen.

»Und wo hattest du den Dollar her?«

»Hat Grandma mir gestern gegeben.«

»Tja, ich glaube, den Dollar hast du gut angelegt«, mischte meine Großmutter sich ein. Sie spähte über ihren Brillenrand auf meine kleinen Füße und dann wieder auf die Schuhe, die ich in der Hand hielt. »Die alten Dinger, die du jetzt trägst, fallen dir ja fast von den Füßen!«

Meine Mom ging schnell nach draußen, um den Möbelwagen weiter auszuladen, ehe Großmutter anfangen konnte, herumzumeckern, wie schmutzig ich immer aussähe und dass sie selbst nie zugelassen hätte, dass ihre Kinder so aussehen.

Ich trug diese Adidas-Treter, die ersten Marken-Sneaker, die ich je besessen hatte, bis vorne meine Zehen herauschauten, und als Sid versuchte, mir die Schuhe wieder abzunehmen, zog ich ihm mit einem Stock eins über die Rübe.



www.wrathjameswhite.com

WRATH JAMES WHITE ist ein ehemaliger Kickboxer (World Class Heavyweight) und Trainer unterschiedlicher Kampftechniken. Er hat drei Kinder, Isis, Nala und Sultan, und lebt in Austin, Texas.

Wrath (*Zorn*) schrieb mehrere Romane, die zu den brutalsten und erschütterndsten zählen, die jemals in Amerika erschienen.

Jack Ketchum: »Wenn Wrath James White dich nicht erschauern lässt, dann sitzt du am falschen Ende des Leichenwagens.«

Wrath James White bei FESTA: *Der Teratologe* (zusammen mit dem »Meister des Extreme Horror« Edward Lee) – *Schänderblut* – *Der Totenerwecker* – *Sein Schmerz* (Double Extrem-Reihe) – *Yaccubs Fluch* – *Population Zero*